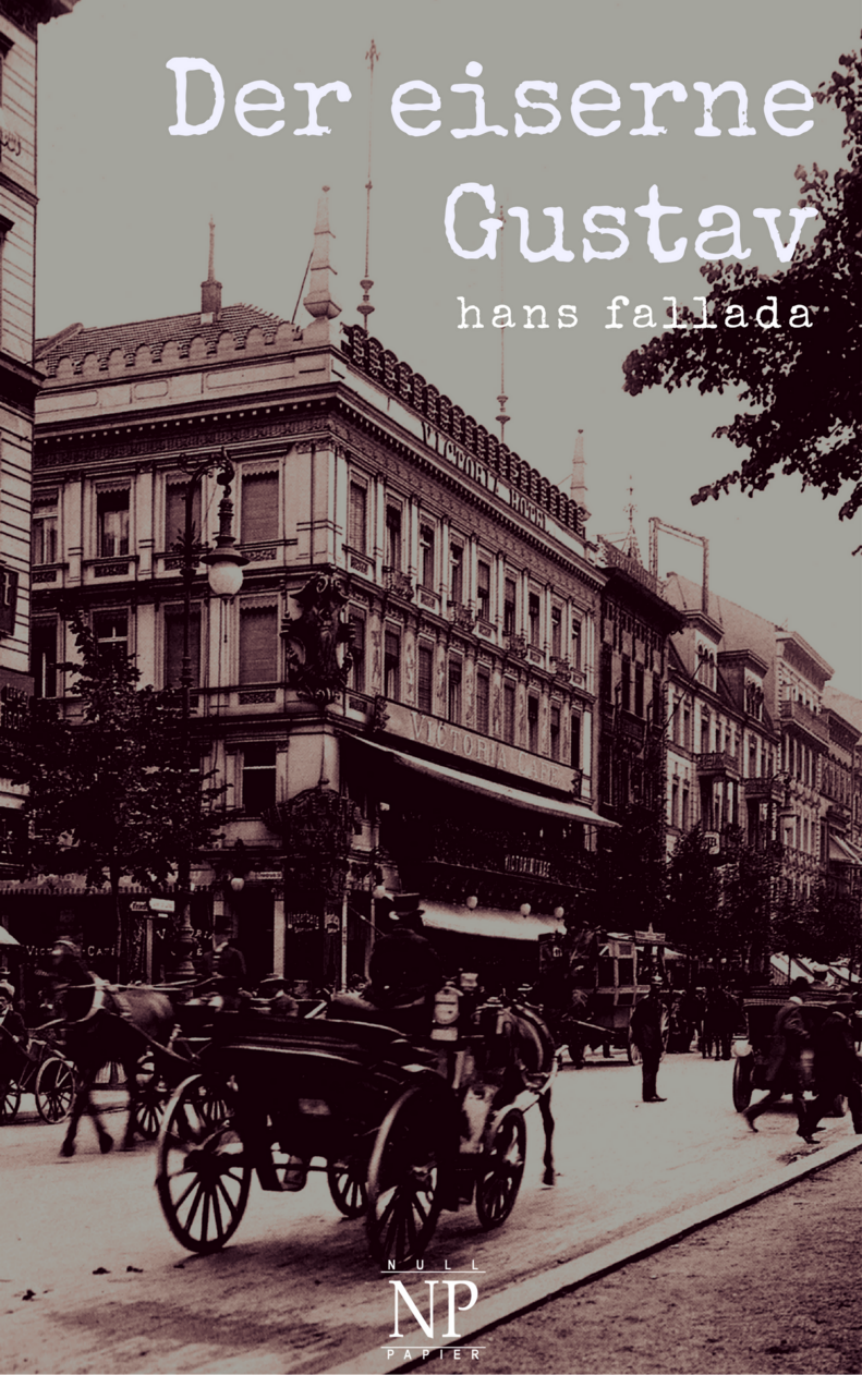


Der eiserne Gustav

hans fallada



N U L L

NP

P A P I E R

Hans Fallada

Der eiserne Gustav

Ungekürzte und kommentierte Ausgabe

Hans Fallada

Der eiserne Gustav

Ungekürzte und kommentierte Ausgabe

Veröffentlicht im Null Papier Verlag, 2019

EV: Rowohlt Verlag, Berlin, 1938 (737 S.)

1. Auflage, ISBN 978-3-962813-34-5

null-papier.de/572



null-papier.de/katalog

Inhaltsverzeichnis

Vorwort des Autors	3
Erstes Kapitel – Die gute schöne Friedenszeit	4
1 – Hackendahl erwacht	5
2 – Gespräch zwischen Eheleuten	7
3 – Im Schlafzimmer der Töchter	9
4 – Im Schlafzimmer der Söhne	13
5 – Der Schlüssel	16
6 – Der Streit mit Erich	20
7 – Zank der Schwestern	25
8 – Otto und Rabause auf der Futterkiste	29
9 – Strafgericht über Erich	32
10 – Morgen auf dem Droschkenhof	36
11 – Hackendahl und sein Kassenbuch	41
12 – Wer soll Erich befreien	46
13 – Wettrennen zwischen Pferd und Auto	52
14 – Erich wird wieder frei	60
15 – Der Juwelendiebstahl	68
16 – Zwei Hackendahls im Gymnasium	74
17 – Die heimliche Ehe	80
18 – Krach im Stall	87
19 – Vater sagt Bubi gute Nacht	91
Zweites Kapitel – Ein Krieg bricht aus	97
20 – Der Schutzmann vor dem Schloss	98
21 – Hackendahls Unter den Linden	101
22 – Eva trifft einen Bekannten	105
23 – Der Abgeordnete und Erich	111
24 – Abendessen bei Hackendahls	117
25 – Wenn ich wiederkomme ...!	123
26 – Pferdemusterung	128
27 – Spionenfang	138
28 – Otto fährt ab	144
29 – Schwester Sophie will auch fort	151

30 – Eva lernt ihre Schwägerin kennen	157
31 – Hackendahl langweilt sich	165
32 – Gespräch im Dunkeln zu zweien	179
33 – Ein Zweifler und ein Gläubiger	181
34 – In der Klasse – Rebellion und Abbitte	186
35 – Vor dem Goldverkauf	193
36 – Mutter und Tochter	198
37 – Hackendahl freut sich	201
Drittes Kapitel – Die lange schwere Zeit	204
38 – Nacht einer Kriegerfrau	205
39 – Vor einem Fleischerladen	211
40 – Hackendahl wird wieder klein	220
41 – Vater und Tochter	227
42 – Eva ist willens	236
43 – Im Granattrichter	243
44 – Etappe	261
45 – Es wäre schön	266
46 – In der Munitionsfabrik	272
47 – Dreck zum Dreck	279
48 – Otto kehrt heim	283
49 – Ottos Aussprache mit Vater	289
50 – Bubi gratuliert zur Hochzeit	299
51 – Hamsterfahrten	306
52 – Im Wartezimmer des Arztes	312
53 – Beim Kassenarzt	320
54 – Abreise in den Schützengraben	323
55 – Tod Otto Hackendahls	327
Viertes Kapitel – Ein Friede bricht aus	330
56 – Hackendahl und seine Kriegsannehmen	331
57 – Die trostlose Witwe Quaas	334
58 – Sie schießen in der Stadt	338
59 – Abgerissene Achselklappen	342
60 – Die gestörte Volksversammlung	348
61 – Erste Küsse	356
62 – Zwei Träume	361

63 – Der Krieg ist nicht verloren	364
64 – Recht oder Unrecht, Wissen oder Gefühl	371
65 – Der Weg durch den Reichstag	378
66 – Warum wollt ihr die Macht?	385
67 – Gespräch unter einem Tisch	394
68 – Eine Hand als Aschenbecher	398
69 – Zwei Besuche in zwei Villen	402
70 – Der eiserne Gustav fasst einen Entschluss	419
Fünftes Kapitel – Welche Hand müsste nicht	
verdorren ...?	428
71 – Hackendahl kündigt dem Heinz	429
72 – Waffensammeln	432
73 – Nicht mehr Kamerad unter Kameraden	439
74 – Missglückte Einkleidung	444
75 – Kampf um Anzüge	449
76 – Heimkehr von Schwester Sophie	457
77 – Immer größere Schmach	463
78 – Begleitherr einer Dame	467
79 – Aushebung einer Bar	472
80 – Besuch bei Frau Quaas	482
81 – Verführung zur Wollust	489
82 – Mahnungen eines Lehrers	499
83 – Heimkehr zu den Kameraden	504
84 – Eva wird für Heinz eine Aufgabe	509
85 – Die Aufgabe wird nicht gelöst	519
86 – Der Friede bricht aus	536
87 – Einzug bei Tutti	538
Sechstes Kapitel – Rausch der Armut	
88 – Vater Hackendahl in der Inflation	541
89 – Der Spaßmacher beim groben Gustav	547
90 – Der Vater nimmt Abschied von Erich	557
91 – Ein Verkehrshindernis	570
92 – Ein ausgehobenes Lokal	576
93 – Nacktheit und Geschäft	582
94 – Streit zwischen zwei alten Freunden	594

95 – Besuch im Gefängnis	601
96 – Eugen Basts Verhaftung	607
97 – Streit um eine Peitsche	622
98 – Ein Peitschchen knallt	629
99 – Erbschaft und Enttäuschung	632
100 – Zwei Schmoller	639
101 – Erich Hackendahl als Börsenspekulant	650
102 – Abschied auf Hiddensee	668
103 – Heinz verlobt sich	672

Siebttes Kapitel – Wer Arbeit kennt und da nicht

rennt	679
104 – Kündigung auf der Bank	680
105 – Nachtfahrten des eisernen Gustav	690
106 – Hackendahl wird Sophies Klinikfahrer	698
107 – Ferien und keine Angst	709
108 – Engagement bei Hoppe & Cie.	712
109 – Hoppes Plan für den kleinen Mann	715
110 – Die Kunden der Bank	721
111 – Der rätselhafte Dr. Hoppe	726
112 – Entlassung bei Hoppe & Cie.	730
113 – Kampf um Bruder Erich	735
114 – Stempeln gehen	748
115 – Flaggenstreit des Lehrers Degener	756
116 – Bewerbungen	768
117 – Die drei Meldescheine	780

Achtes Kapitel – Die Fahrt nach Paris

118 – Die Reiterin am Wannseebahnhof	795
119 – Trennung von Sophie	798
120 – Erich wird vom Vater ausgetrieben	804
121 – Hilfloes Planen des eisernen Gustav	815
122 – Der junge Grundeis wittert Chancen	819
123 – Heinz ist nicht einverstanden, aber Vater siegt	830
124 – Hackendahl wird krank	836
125 – Abfahrt vom Zeitungshaus	839

126 – Abfahrt vom Rathaus und aus der Stadt	843
127 – Die an ihn denken	850
128 – Fahrt durch Deutschland – Regen und Triumph	863
129 – Grenzübertritt und Kriegergräber	869
130 – Einzug in Paris – Droschkenrennen	874
131 – Trübe Herbststimmung, von Grundeis vertrieben	879
132 – Berlin empfängt den Eisernen	882

Danke

Danke, dass Sie sich für ein E-Book aus meinem Verlag entschieden haben.

Sollten Sie Hilfe benötigen oder eine Frage haben, schreiben Sie mir.

Ihr
Jürgen Schulze

Newsletter abonnieren

Der Newsletter informiert Sie über:

- die Neuerscheinungen aus dem Programm
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

<https://null-papier.de/newsletter>

Vorwort des Autors

Alle Gestalten dieses Buches, einschließlich des eisernen Gustav, sind Geschöpfe der freien Fantasie. Nirgend soll auf reale Personen auch nur angespielt werden. Der Verfasser hat lediglich Geschehnisse, wie sie in jeder Tageszeitung aufgezeichnet stehen, als Grundstoff benutzt.

H. F.

Erstes Kapitel – Die gute schöne Friedenszeit

1 – Hackendahl erwacht

Vielleicht war es das Pferd im Stall gewesen, die Schimmelstute, das Lieblingstier des alten Hackendahl: Es ließ pausenlos die Halfterkette durch den Krippenring rasseln und schlug, sein Futter fordernd, unablässig mit dem Huf gegen das Stallpflaster.

Vielleicht aber war es auch die erste fahle Dämmerung gewesen, die mit ihrem grauen Schein das hellere Mondlicht abgelöst hatte – vielleicht hatte der über Berlin grauende Morgen den alten Hackendahl geweckt.

Vielleicht aber hatten weder Lieblingstier noch Morgendämmerung Hackendahl so früh wachgemacht, um drei Uhr zwanzig, am 29. Juni 1914 – sondern etwas sehr, sehr anderes ... Mit der Schlafseligkeit kämpfend, hatte der alte Mann gestöhnt: »Erich, Erich, das wirst du doch nicht tun ...!«

Dann war er hochgefahren und hatte in das Zimmer gestarrt, ohne noch etwas zu sehen. Langsam war Erkennen in sein Auge getreten; über den geschwungenen Muschelaufsatz des Ehebettes fort, flankiert von den beiden Knäufen rechts und links, sieht er gerade auf die Wand, an der sein Pallasch¹ hängt aus der Zeit, da er noch Wachtmeister bei den Pasewalker Kürassieren war, neben dem Helm, unter dem Bild, das ihn an seinem Entlassungstage aus dem Dienst vor nun zwanzig Jahren zeigt.

Er sieht mit wachem Auge im Dämmerlicht den schwachen Schein auf der Klinge und auf dem goldenen Adler des Helms: Diese Erinnerungen machen ihn heute noch stolzer und glücklicher als das große Fuhrgeschäft, das er aufgebaut hat. Das Ansehen, das er beim Regiment genoss, freut ihn mehr als die Achtung, die dem erfolgreichen Geschäftsmann von den Nachbarn in der Frankfur-

ter Allee gezollt wird. Und, unmittelbar an seinen Angsttraum anknüpfend, sagt er, jetzt völlig wach: »Nein, Erich würde so etwas nie tun – nie!«

Mit entschlossenem Ruck stellt er die Beine auf den Bettvorleger, ein Heidschnuckenfell.

1. schwerer Säbel <<<

2 – Gespräch zwischen Eheleuten

Stehst du schon auf, Gustav?« fragt es aus dem Nebenbett, und eine Hand tastet nach ihm. »Es ist doch erst drei.«

»Jawoll, Mutter«, antwortet er. »Drei Uhr fünfundzwanzig.«

»Aber warum denn, Vater? Füttern ist doch erst um vier ...«

Er wird fast verlegen. »Mir ist so, Mutter, als könnte was krank sein im Stall ...«

Er steckt rasch den Kopf in die Waschschüssel, um weiteren Erklärungen zu entgehen. Aber seine Frau wartet geduldig, bis er sich abgetrocknet hat und nun dabei ist, den aufgewirbelten Schnurrbart mit Pomade, Kamm und Bürste in Form zu bringen. Da sagt sie: »Du hast die ganze Nacht von Erich fantasiert, Vater ...«

Der Mann hält mit einem Ruck im Kämmen inne, er möchte etwas Rasches sagen, aber er besinnt sich. »So«, meint er dann gleichgültig. »Davon weiß ich nichts ...«

»Was hast du denn mit Erich?« fragt die Frau beharrlich. »Ich merke doch, ihr habt was miteinander.«

»Die Eva hat gestern wieder den ganzen Nachmittag in der Konditorei Köller gesteckt. Das passt mir nicht – die Leute sagen dafür nur Café Knutsch.«

»Ein junges Ding will auch was haben vom Leben«, antwortet die Mutter. »Fräulein Köller hat jetzt ein Grammophon gekauft. Sie geht nur wegen der Musik hin.«

»Es passt mir nicht!« sagt der alte Wachtmeister nachdrücklich. »Sorg du für Ordnung bei den Mädchen, ich werde die Bengels schon an die Kandare nehmen. Auch den Erich.«

»Aber ...«, fängt die Frau an.

Aber Hackendahl ist schon fort. Er hat gesagt, was er

will, und sein Wille gilt in diesem Hause!

Aufseufzend lässt die Frau sich zurücksinken in die Kissen. Ach ja, ach du liebes Gottchen! So ein Mann, starr wie ein Besenstiel, möchte, dass die Kinder ebenso leben wie er! Der hat eine Ahnung – aber ich werde schon dafür sorgen, dass die Kinder zu ihrem bisschen Lebensfreude kommen, auch die Eva, auch der Erich. Gerade der Erich ...!

Schon schläft sie wieder.

3 – Im Schlafzimmer der Töchter

Der Vater steht einen Augenblick unentschlossen auf dem dämmrigen Flur. Von unten, aus dem Stall, hört er den Schimmel mahnend klopfen und rasseln. Aber er widersteht der Versuchung, dem Liebling ein heimliches Extrafutter zu schütten. Stattdessen klinkt er leise die Tür zum Schlafzimmer der jungen Mädchen auf.

Die beiden schlafen ruhig weiter, sie sind es gewohnt, dass der Vater morgens, abends, nachts seinen Rundgang macht, genau wie in der Kaserne, wo er auch die Schlafsäle revidierte, ob alles in Ordnung war. Als Hackendahl die Uniform auszog, aus einem Militär ein Zivilist wurde, den Droschkenbetrieb des dahingegangenen Schwiegervaters übernahm, gab er doch nichts von seinen militärischen Gewohnheiten auf. Ob es nun die Kutscher, die Pferde oder die Kinder waren – sie hatten zu parieren, als seien sie Soldaten unter Militärrecht. Was die Kinder anging, so durften sie kein Privatleben haben, nichts von Geheimnissen, wie sie Kinder so lieben. In Schränken und Kommoden hatte jedes Ding auf seinem Platz zu liegen, der Vater war erbarmungslos in dem, was er Ordnung und Sauberkeit nannte. Der Vater – das war das Wort, das drohend über der ganzen Familie Hackendahl hing. Der Vater – das hieß Befehl, Urteil, strengstes Gericht.

»Der eiserne Gustav«, so nannten sie ihn nur, in der Frankfurter Allee – unnachgiebig, stur, dickköpfig, aber auch aufrecht und untadelig. Spät in eine bürgerliche Welt verschlagen, die ihm zu weich vorkam, versuchte er, seinen Kindern die Grundsätze einzuimpfen, durch die er, wie er meinte, zum Erfolg gekommen war: Fleiß, Pflichtgefühl, unbedingte Rechtlichkeit, Unterordnung unter den Willen eines Höheren – heiße er nun Gott, Kai-

ser oder Gesetz.

Die beiden Mädchen schlafen ruhig weiter in ihren Betten, der Vater steht im Zimmer und sieht sich prüfend um. Über dem Stuhl von Sophie, der Einundzwanzigjährigen, hängt, achtsam in Falten gelegt, das Schwesternkleid, auf dem Nachtkästchen liegt die steif gestärkte Schwesternhaube mit dem roten Kreuz. Der Vater seufzt, weil die mündig gewordene Tochter es erzwungen hat, Schwester zu werden. Er hielt dafür, dass dies blasse, bleichsüchtige, ein wenig frömmelnde Kind sich besser zur Lehrerin geeignet hätte. Aber Sophie wusste ihren Willen durchzusetzen. »Wenn du eben durchaus nicht willst, Vater«, hatte sie in ihrer stillen, immer ein wenig muffigen Art gesagt, »so muss ich es eben ohne deinen Willen tun.«

»Aber ich bin dein Vater!« hatte er gerufen, verblüfft über solchen Ungehorsam. »Was du gegen meinen Willen tust, ist gegen das fünfte Gebot!«

»Pastor Rienäcker hat mir gesagt«, hatte sie leise geantwortet, »ich habe den Ruf ...«

Der Ruf Gottes – wahrhaftig, sie hatte sich nicht geschämt, ihrem Vater so etwas zu sagen. Seit wann sprach man von Gott, dem Allmächtigen, als sei man persönlich mit ihm bekannt ...?! Für so was war man zu klein. Der alte Hackendahl glaubte an eine Rangordnung auf Erden, als sei sie etwas Räumliches: Ganz oben saß der liebe Gott, sehr weit unten er – und was dazwischen war: ein Oberst, Kammergerichtsrat oder Kaiser hatte jeder seinen bestimmten Platz, aber alle näher an Gott als die Hackendahls.

»Ich will doch nur dein Bestes, Sophie«, hatte er gesagt. »Du bist viel zu schwach für den Beruf.«

»Gott wird mir die Kraft geben«, hatte sie geantwortet.

Nun gut, nun gut – mechanisch schiebt der Vater die

Haubenbänder auf dem Nachtkästchen etwas nach links, sodass sie in einem geraden Winkel zur Haube liegen, trotzdem es vielleicht nötiger wäre, bei den Kleidern der zweiten Tochter, bei Eva, der Achtzehnjährigen, auf Ordnung zu sehen.

Eva liegt auf der Seite, das Gesicht in den Arm geschmiegt, die langen blonden Haare breiten sich um den Kopf aus wie eine Erntekrone. Sophie hat die Haare zur Nacht, wie es sich gehört, in zwei Zöpfchen geflochten – aber Eva: »Nachts wenigstens will ich das Haar frei haben statt den ollen Dutt den ganzen Tag ...!«

Ganz ungehörig, aber bei ihr hat der Vater nicht nein gesagt. Sie sieht so hübsch aus, mit dem blonden Gerin- gel um die lichten Farben des Gesichtes; es macht sein Herz irgendwie froh, sie so liegen zu sehen, blühendes Leben, ein erwachsenes Mädchen – aber ein Kind noch!

Ein Kind noch, bestimmt, er kennt doch seine Eva ...

Hackendahl runzelt die Brauen, wieder denkt er an die Konditorei, dieses elende Café Knutsch mit seiner ble- chernen Musik aus einem riesigen, rosa-gold bemalten Schalltrichter. Gewiss, dahin läuft sie in letzter Zeit, aber nur wegen der Musik, wegen dieses neumodischen Appa- rates – kein Gedanke an Männer, an Küssen ...

Er betrachtet sie nachdenklich, und unter seinem Blick wirft sie sich rasch, wie sie alles tut, auf den Rü- cken. Sie streckt die Arme, sie stößt einen Laut aus, ir- gendetwas selig Zufriedenes, nur ein Oh! – aber so sc- hön!

Dann sieht sie zu ihm hin. »Bist du das, Vater?«

»Guten Morgen!« sagt er langsam.

»Guten Morgen, Vater!« Und rasch: »Vater, du, hör mal ...«

»Was ist denn? Du sollst doch noch schlafen!«

»Keine Angst – ich schlaf gleich wieder ein. Du, Vater ...« Sehr geheimnisvoll: »Weißt du auch, wann Erich nach

Haus gekommen ist?»

»Du sollst doch nicht petzen!«

»Um eins, Vater! Denk dir, um eins!«

»Pfui, Evchen, du sollst nicht petzen!« sagt er noch einmal. Aber er sagt es nur schwach, denn das, was er eben gehört hat, erregt ihn sehr.

»Petzen! Wo er mich auch immer verpetzt! Und im Café Köller haben sie erzählt, er hat Geld, Goldstücke, Vater ...«

»Du sollst doch nicht in das Café gehen!«

»Aber ich esse so gerne Schlagsahne – und hier kriegen wir nie welche!« Sie sieht ihren Vater listig prüfend an, sie merkt sofort, er denkt jetzt nicht an ihre Sünden. »Und jetzt will ich wieder schlafen. Gott, bin ich noch müde ...«

»Ja, schlaf!« sagt der Vater mahnend. »Und petze nie wieder. Petzen ist sehr hässlich.«

Auf dem Flur hört er wieder deutlicher das Klopfen des Schimmels. Es ist schon bald vier, es wird Futterzeit. Aber er geht doch lieber erst in das Zimmer der Söhne.

4 – Im Schlafzimmer der Söhne

Drei Betten, drei Schläfer, drei Söhne. Das könnte so etwas wie Reichtum sein – und der Vater hat das auch oft so empfunden. Aber heute nicht – heute nicht. Es ist nicht nur die dunkle Spur des Angsttraums in Hackendahl, es ist nicht nur das angeberische Geschwätz von Eva – Hackendahl steht auf der Schwelle und lauscht.

Lauscht ...

Hunderte, Tausende von Menschen hat er schlafen hören, laut und leise. Er kennt also dieses rasselnde, schwere, gaumige Atmen, er hat es gehört in den Kasernenstuben, hauptsächlich in den Sonnabend-, in den Sonntagsnächten, nach den Urlaubstagen – aber in dieser Stube, im Zimmer seiner Söhne hat er es noch nicht gehört.

Jetzt hört er es. Er steht und lauscht, durch den Kopf schießen ihm Evas Worte: Erich ist erst um eins nach Haus gekommen. Aber es braucht ihm keiner zu erklären, was ein betrunkenener Schlaf ist, er hört das auch ohne Petzen ...

Er geht hastig auf Erichs Bett zu und bleibt wieder stehen. Jetzt sieht er nur noch den betrunkenen Sohn. Es wäre Anlass genug, über die Art zu schelten, wie Heinz, der Jüngste, Bubi genannt, seine Kleider weggehängt hat. Oder dem Ältesten, dem vierundzwanzigjährigen Otto, begreiflich zu machen, dass der Vater wohl merkt, der Junge schläft nicht. Er tut nur so, viel zu regungslos liegt er im Bett.

Aber Hackendahl steht hilflos vor Zorn und Trauer an dem Bett seines Erichs, seines heimlichen Lieblings, dieses raschen, frohen, hellen Jungen, klügeres Gegenstück zur Eva ... Zorn und Trauer, ach, der Junge tut nicht gut, er ist betrunken ... Er ist erst siebzehn, er geht in die Un-

terprima des Gymnasiums, Liebling seiner Eltern, Liebling der Mitschüler, Liebling der Lehrer – aber er ist betrunken ...

Der Vater steht gedankenverloren da, sein Fuß scharrt mit dem Bettvorleger herum, aber vielleicht ist es etwas anderes, gar kein Bettvorleger?! Jetzt hat er keine Zeit, nachzusehen, er muss in das Gesicht des Sohnes schauen, dieses geliebte Gesicht. Und er versucht, darin zu lesen ...

Aber es ist immer nur erst Dämmern in der Stube. So geht er an das Fenster und schlägt eine Ecke des Vorhangs zurück, damit das schon hellere Licht des Tages voll auf den Schläfer fällt ...

Dabei begegnet sein Blick einem anderen Blick, dem Auge seines ältesten Sohnes Otto, das ihn dunkel und ein wenig trübe anschaut. Zorn steigt in Hackendahl auf, als habe Otto ihn bei etwas Verbotenem ertappt. Er gibt ganz diesem plötzlichen Zorn nach, vor Otto kann man sich gehenlassen, Otto ist weicher Brei, weder Zorn noch Liebe scheinen einen merkbaren Eindruck in ihm zu hinterlassen. Der Vater hebt drohend die Faust, als wolle er ihn schlagen, er zischt im Flüsterton: »Stille biste! Willst du gleich wieder schlafen!«

Und sofort schließt der Sohn die Augen.

Einen Augenblick sieht der Vater noch in das blasse, weichliche Gesicht mit dem schütterten Bart. Dann wendet er sich wieder zu dem anderen Sohn zurück. Aber das kleine Zwischenspiel hat ihn verändert, er ist gewissermaßen nicht mehr allein im Zimmer, seit er weiß: Der Älteste ist wach. Mit dem ruhigen Nachdenken ist es vorbei, Zorn, Klage, Trauer sind verweht – es muss etwas geschehen ...

Es muss etwas geschehen!

Zuerst bückt er sich. Jawohl, er hat vorhin nicht darauf geachtet, aber er hat sie doch bemerkt, die betrun-

ken verstreuten Kleidungsstücke. Das war kein Bettvorleger, auf dem er gestanden ... Er fängt an, die Kleider aufzusammeln.

Aus der Tasche der Weste gleitet etwas, leise klappernd fällt es zu Boden ...

Der Vater hängt erst die Weste ordentlich über die Stuhllehne. Dann hebt er den Schlüssel auf. Es ist ein ganz gewöhnlicher Schlüssel, ein kleiner Hohlschlüssel, wie man ihn für Schränke und Schubladen verwendet. Ziemlich neu noch, selbst im matten Licht meint der Vater, die Feilstriche am Bart zu erkennen ... Es ist eben kein Fabrikschlüssel, es ist ein vom Schlosser zurechtgefeilter Schlüssel, nichts Besonderes ...!

Der Vater steht so still, so still. Er hält dies Schlüsselchen in der Hand, er meint, die Zeit mit Sekunden und Minuten in den Ohren rauschen zu hören, sie fällt wie ein dichter Regen, sie löscht alle Geräusche aus, alle Geräusche des Lebens. Und das Leben selbst wird hinter diesen Schleiern grau und farblos und ferne ...

Nur ein Schlüsselchen ...

Nein, er sieht nicht mehr nach dem Bett des Trunkenen hin, es ist ihm auch gleich, ob Otto wach ist und ihn beobachtet. Im tiefsten Schmerz ist jeder unfassbar allein. Nichts reicht mehr zu ihm ...

Mit schweren Füßen, wie über den Boden scharrend, mit Augen, die nur mühsam sehen, als seien sie halb blind, geht der Vater zur Tür, den Schlüssel vor sich in der Hand.

Diesen kleinen Schlüssel!

5 – Der Schlüssel

21uf dem Flur hörte Hackendahl wieder den Schimmel mahnend klopfen und rasseln. Das Lieblingstier des Herrn war verwöhnt, es forderte sich sein Extrafutter. Nein, es war nicht in Ordnung mit dem Schimmel und mit dem Erich auch nicht: Es war mit dem Herrn des Hauses nicht in Ordnung! Nach außen peinliche Gerechtigkeit und Pflichttreue, aber eine halbe Stunde früher stand er auf und schüttete dem Schimmel eine Extraration, heimlich, ehe der Futtermeister Rabause kam. Alle seine Kinder galten ihm gleich, aber wenn der Erich schmeichelte und nicht abließ, so lachte er schließlich, lachend gewährte er ihm, was er den anderen brummig abschlug.

Er hatte bei sich gemeint, dies sei nicht schlimm, niemand konnte seinem Herzen befehlen, wen es lieber haben sollte. Aber es war schlimm, es war keine Ordnung, ja, es war sogar wider die Ordnung, die menschliche und die göttliche, den Beweis dessen trug er in der Hand.

Er trug ihn in der Hand, zwischen zwei spitzen Fingern trug er den Schlüssel, wie einen Zauberschlüssel, dessen Wirkung man noch nicht genau kennt, mit dem man vorsichtig umgehen muss. Es ist ein Zauberschlüssel, er schließt dem eisernen Gustav neue Erkenntnisse auf. Kein Vaterherz kann eisern sein, es ist Boden, der immer neu gepflügt wird; manche von den Pflugfurchen vergehen nie wieder.

Hackendahl steht jetzt vor seinem Schreibtisch; er weiß nicht genau, wie er hierhergekommen ist, aber nun ist er hier, und es gibt kein Zurückweichen mehr. Gibt es das überhaupt je? Ein preußischer Unteroffizier weicht nicht zurück, er sieht dem Feind ins Auge, er greift an! Hackendahl blickt auf den Schreibtisch, es ist ein großes

Stück aus heller Eiche, viel geschnitzt, die gelben Messingbeschläge zeigen Löwenmäuler.

In solch ein Löwenmaul stößt er den Schlüssel, er dreht ihn im Schloss, siehe da, der Schlüssel schließt. Es überrascht ihn nicht, er hat es nie anders erwartet, als dass dieser von einem Schlosser angefertigte Schlüssel seine Schreibtischschublade schließen würde. Und er tut es nun also auch – Hackendahl sieht in die Lade. Plötzlich fällt ihm ein, dass früher, als die Kinder noch kleiner waren, rechts vorn immer ein Block aus braunrot gebranntem Zucker lag. Jeden Sonntag, nach dem Essen, traten die Kinder hier vor der Lade an. Der Vater hielt Gericht über die Woche, mit dem Messer schnitt er Stücke von dem Zuckerblock ab, je nach Artigkeit, kleinere und größere. Er hatte das für gut und gesund gehalten; in seiner Jugend war Zucker etwas Kostbares gewesen, man glaubte damals, dass er große Kräfte verlieh. Hackendahl hatte starke Kinder haben wollen ...

Später hatte sich herausgestellt, dass dies falsch gewesen war. Der Zahnarzt hatte erklärt, vieles Zuckeressen verderbe den Kindern die Zähne. Hackendahl hatte es gut gemeint, hatte es aber falsch gemacht. Das war oft so im Leben: Man meinte es gut und machte es doch falsch. Vielleicht wusste man nicht genug, hatte zu wenig gelernt. Mit Erich hatte er es auch gut gemeint und hatte es falsch gemacht. Er war nicht streng genug gewesen, und nun hatte er einen Dieb zum Sohne, das Schlimmste, was es gibt: einen Hausdieb, einen Burschen, der Eltern und Geschwister bestiehlt ...

Der Mann vor der Schreibtischlade stöhnt auf. Sein Stolz ist getroffen, seine Sauberkeit ist schmachvoll beschmutzt; wenn der Sohn stiehlt, kann der Vater nicht ohne Makel sein! Er hat, während er hier steht, ein sehr genaues Gefühl für die erbarmungslos verrinnende Zeit, er hat es vier Uhr schlagen hören. Er muss hinunter in den

Stall, Füttern und Putzen der Pferde beaufsichtigen. In einer halben Stunde kommen schon die ersten Nachtdroschken von ihrer Tour zurück, er muss mit ihnen abrechnen. Er hat keine Zeit, hier tatenlos zu stehen und über einen missratenen Sohn zu grübeln.

Jawohl, er müsste jetzt das Geld in den Leinwandbeutelchen nachzählen, er müsste den Fehlbetrag feststellen und den Sohn vernehmen. Dann das Füttern beaufsichtigen und das Putzen, anspannen lassen, abrechnen ... Er tut nichts von alledem, er schüttelt nachdenklich ein Leinwandbeutelchen, Sophie hat mit rotem Faden in Kreuzstich »10 Mark« darauf gestickt, das Beutelchen enthält Goldstücke, Zehnmarkstücke ...

Aber er zählt den Inhalt nicht nach, er geht weder zum Sohn noch in den Stall, er ist in Erinnerungen versunken. Seine Militärzeit hat ihn zum Mann gemacht, sie hat ihm Grundsätze gegeben, alles, was er später erlebte, im tätigen bürgerlichen Dasein, es gab Beispiele dafür in der Militärzeit, Richtlinien. Er erinnerte sich so manchen Diebes in den Mannschaftsstuben, es gab unverbesserliche Kerle, die ihren Kameraden immer wieder den Tabak oder die von Haus geschickten Würste stahlen. Da gab es erst Stubenkeile, erbarmungslose Prügel mit dem Koppelschloss, in der dunklen Nacht, auf den nackten Hintern, während das Gesicht mit einem Woilach¹ verdeckt wurde. Aber auch ohne das hätte kein Unteroffizier Ohren für solches Geschrei gehabt ...

Half aber die Keile nicht, war der Dieb wirklich unverbesserlich, ein Feind seiner Kameraden, so gab es die Entehrung vor offener Front, die Versetzung zu einem Strafbataillon – Schande und Schmach. Kameraden, ja, ein Kamerad war etwas Gutes – aber war ein Vater nicht vielleicht doch noch mehr? War es nicht viel gemeiner, einen Vater zu bestehlen als einen Kameraden? Der alte

Hackendahl steht zögernd, er sieht seinen Sohn vor sich, in drei Stunden hat der seine Schulsachen zu nehmen und ins Gymnasium zu gehen. Es ist fast unmöglich, sich auszudenken, dass der Sohn nicht ins Gymnasium gehen wird, nie wieder, dieser sein Stolz, sein Ehrgeiz! Und doch – es muss ja sein! Er sieht den Soldaten vor der Front, einen ganz bestimmten Soldaten, mit einer großen, höckrigen, bleichen Nase. Tränen liefen über seine Backen, aber erbarmungslos sprach die Stimme des Offiziers fort, das endgültige, unwiderrufliche, verdammende Urteil über den Mann und Dieb ...

Es darf kein Weichsein gegen das eigene Herz geben; dass es das eigene Fleisch und Blut ist, das sündigte, ändert nichts: Ein Dieb ist ein Dieb. Sie haben ihn den eisernen Gustav getauft, wohl halb im Spott, weil er so starrköpfig sein kann. Aber man kann aus einem Spottnamen auch einen Ehrennamen machen.

Und schon zählt er, und nur, als er die Höhe der fehlenden Summe festgestellt hat, hält er einen Augenblick bestürzt inne. So viel ...? Es kann doch nicht sein ...! Aber es ist so – noch mehr Schande und Schmach! Das kann nicht nur vertrunken sein, siebzehn Jahre, und plötzlich sieht der Vater hinter dem blassen, beweglichen, klugen Gesicht seines Sohnes die Fratzen von Weibern, käuflichen Weibern, jedem sauberen Manne ein Ekel! Siebzehn Jahre ...!

Mit einem Ruck stößt er die Schreibtischlade zu, schließt ab und geht eilend, eisern entschlossen zurück in das Schlafzimmer der Söhne.

1. Satteldecke <<<

6 – Der Streit mit Erich

Als der Vater so unerwartet zurückkommt, fährt der jetzt schon angekleidete Älteste, der Otto, auf seinem Fensterplatz schreckhaft zusammen. Angstvoll versucht er, Holz und Schnitzmesser zu verbergen, schon zehnmal hat ihm der Vater diese lächerliche Spielerei verboten: Pfeifenköpfe aus Holz schnitzen, oder kleine Tiere – eine Albernheit, die eines Mannes, der einmal einen Stall mit dreißig Pferden leiten soll, unwürdig ist!

Aber der Vater beachtet dieses Mal nicht die Unfolgsamkeit des Ältesten – er geht ohne Zögern auf das Bett von Erich zu, legt ihm die Hand fest auf die Schulter und befiehlt: »Wach auf!«

Der Schläfer bewegt sich, er versucht, seine Schulter dem harten Griff zu entziehen, die Augenlider zittern – aber er wird nicht wach.

»Du sollst wach werden, hörst du!« befiehlt der Vater lauter.

Erich versucht noch immer, sich in den Schlaf zurückzuretten, aber es ist umsonst. Die Hand des Vaters macht Schmerz, die Stimme des Vaters droht.

»Was ist denn los?« fragt Erich und reißt die Augen mühsam auf. »Schon Zeit für die Penne?«

Der Vater sieht dem Sohn wortlos in das erwachende Gesicht. Dann greift er mit einer Hand in das lange, blonde Haar des Schläfers, er zieht den widerstrebenden Kopf so nahe an den seinen, dass Stirn und Stirn sich fast berühren ... Die Augen sehen das zu nahe Gesicht nicht mehr, sie sehen nur das dunkle, feuchte Auge des anderen, so nahe – und in dem einen Auge ist Angst, in dem anderen aber ein dunkles, finsternes Glühen ...

»Was ist denn los?« fragt Erich wieder. Aber er fragt es ohne Mut, ohne Überzeugung.

Der Vater antwortet nicht, er hat im Auge des Sohnes schon das Geständnis gelesen, das Herz klopft ihm so schwer ...

Lange, lange bleibt er wortlos, dann hat er plötzlich, ohne es gewollt zu haben, doch leise gefragt: »Wo hast du das Geld gelassen ...?«

Die dunkle, nahe Pupille scheint sich eng zusammenzuziehen, hat der Sohn geantwortet? Der Vater weiß es nicht. Er reißt an den Haaren des anderen, er schlägt mit der Stirn des Sohnes gegen die eigene, wieder und wieder.

»Mein Geld!« flüstert er. »Dieb! Schlüsselfälscher!«

Der Kopf wackelt haltlos, er versucht nicht einmal, sich dem grausamen Griff zu entziehen.

»Wie stinkst du?« fragt der Vater wieder. »Nach Schnaps. Nach Huren – gibst du denen mein Geld?«

Wieder keine Antwort, ach, diese schlaffe, feige Nachgiebigkeit steigert den Zorn Hackendahls nur noch!

»Was denkst du, was ich mit dir tue?!« stöhnt er, fast sinnlos vor Zorn. »Zur Polizei ...! Ins Gefängnis ...?«

Keine Antwort.

»Was willst du?!« fährt Hackendahl zornig herum zu dem anderen, dem ältesten Sohn. »Misch dich nicht ein, du Tölpel!«

»Ich gehe in den Stall«, sagt Otto gleichgültig. »Soll ich für dich Futter ausgeben?«

»Du Futter ausgeben?!« ruft der Vater verächtlich und freut sich doch irgendwie über die Ablenkung, hat sogar den Sohn Erich aus dem Griff entlassen. »Das gäbe was Rechtes! Nein, geh voran, ich komme gleich nach.«

»Jawohl, Vater«, sagt Otto gehorsam und geht aus der Stube.

Der Vater sieht der schwerfälligen Gestalt nach, dann wendet er den Blick und sieht wieder auf Erich, der jetzt aufgestanden ist und blass, mit verzogenem Gesicht, auf

der anderen Bettseite steht.

»Und was hast du zu sagen?« fragt er und versucht, sich wieder in Zorn zu bringen. »Mach schnell – du hörst, ich habe zu tun. Ich muss Geld verdienen für meinen Herrn Sohn zum Stehlen, Versaufen, Verhuren ...«

Der Sohn sieht den Vater von unten her an, seine Lippe zittert, als wollte er weinen. Aber er weint nicht, und jetzt, da er aus dem Griff des Vaters ist, das Bett als Deckung zwischen ihnen steht, spricht er auch. »Ich will auch was vom Leben haben ...«, sagt er.

»Häh? Willst du das?« ruft der Vater zornig. »Und was gibst du dem Leben? Wenn man was haben will, muss man auch was geben!«

Er sieht den Sohn an. Dann sagt er verächtlich: »Aber du bist ja ein Dieb, du stiehlt ...«

»Ich will so nicht leben«, sagt der Sohn mürrisch und streicht die Haare aus der schmerzenden Stirn. »Immer nur Penne und Schularbeiten, und wenn ich eine halbe Stunde fort will, habe ich dich zu fragen, und du lauerst mit der Uhr, dass aus dreißig Minuten auch keine einunddreißig werden.«

»Kannst du so nicht leben? Als ich so alt war wie du, war ich Knecht beim Bauern. Ich habe morgens um drei aus dem Bett gemusst, und wenn ich mich Klock neun zur Nacht hinlegte, fühlte ich keinen Knochen mehr, so tot war ich! Du kannst nicht leben mit fünf Schulstunden, mit heilen Kleidern und gutem Essen – so kannst du nicht leben?!«

»Aber ich bin kein Bauernknecht! Ein Schüler lebt nicht wie ein Knecht! Und die Zeiten sind auch anders geworden, Vater!«

»Ja, die sind freilich anders geworden! Es sind Zeiten geworden ohne Respekt und Ehre! Vor dem Schloss haben die Roten spektakelt und ihr Recht vom Kaiser gefordert. Ihr Recht! Du bist wohl auch so ein Roter geworden